

Die Anfänge des Basler Kinderspitals

Autor(en): Martin Birmann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1891

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/16648f44-c90a-4cda-ac62-dd62ae93d4af>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Anfänge des Basler Kinderspitals.

Gedenkblätter von Martin Birmann.



Motto: Talitha kumi, Marc. 5, 41.

In den Jahren 1849 bis 1851 konnte man jeden Sonntagabend drei schwarzgekleidete Damen beisammen finden. Sie saßen am einfachen Kaffeetisch entweder im Wohnzimmer oder im Garten unter den schattigen Bäumen des Landgutes an der Mischwylstrasse. Sie unterhielten sich mit den Erinnerungen eines langen und reichen Lebens, mit den Erfahrungen einer ernstesten Lebensführung und mit ihrem täglichen Thun und Lassen. Es war ihnen allen dreien eine Gewissenssache, die noch übrige Lebenszeit im Wohlthun zu Gottes Ehre zu verbringen. Schreiber dieser Zeilen hat ihnen manche erbauliche Schrift, manches Kapitel der Bibel, manches Lied vorgelesen.

Es waren das drei Schwestern, die letzten von zehn Geschwistern, die Töchter des Rathsherrn Peter Vischer aus dem blauen Haus. Inmert drei Jahren waren sie drei Wittwen geworden; eigene Kinder hatten sie nicht. Um so fester schlossen sie den einst weiten, nun so enge gewordenen Kreis.

Charlotte, geb. 20. Juli 1789, hatte sich frühe einem mehr contemplativen Leben zugewandt. Im Jahre 1819 heirathete sie ihren Vetter, den Künstler Friedrich His. Mit ihm verbrachte

sie in größter Eingezogenheit 25 Jahre. Auf dem Friedhof zu Rizza liegt er begraben. Zurückgekehrt in ihr vereinsamtes Haus, den kleinen Hofhof, hielt sie sich an einen noch engeren Kreis der Freundschaft; das nach außen thätige Leben hatte keinen Reiz für sie, am liebsten hielt sie sich an die Erbauungslektüre. Unter ihren Schwestern war sie die stattlichste Erscheinung, sie hatte etwas Gelesenes in Benehmen und Ausdrucksweise, war auch am engsten mit ihrer Schwester Marie, vermählten Escher in Zürich, verbunden gewesen, die bei ihr in ziemlich frühen Jahren als Wittve gestorben war und sie zur Erbin ihres kleinen Vermögens eingesetzt hatte.

Juliana, geb. den 14. März 1785, war von Jugend an die treue Arbeiterin im elterlichen Hause gewesen, sie hatte am wenigsten die Welt gesehen oder Freundschaften geschlossen. Auch war sie, nachdem alle ihre Geschwister entweder eine eigene Familie gegründet oder sonst ihren Lebensweg selbstständig angetreten hatten, als Pflegerin ihres Vaters im Hause geblieben, bis zu dessen Tode. Dann hatte sie ihre Hand dem Landschaftmaler Samuel Birman gegeben, dessen edle Gesinnung und reiche Kunstbegabung ihr ein schönes häusliches Glück verhießen.

Nach wenig Jahren eines glücklichen Ehestandes begann immer mehr und mehr eine unabwendbare Melancholie des Gatten Seele zu umnachten. Die früher so innig geliebte Kunst fremdete ihn an, er suchte, zum Theil in weiter Ferne, seine Gesundheit durch ärztliche Kunst herstellen zu lassen, umsonst! Da vermochte er sein Leben nicht länger zu ertragen.

Seine Frau hatte die langen Jahre hindurch seine Leiden mit ihm getheilt; sie war es, die ihn am Todesmorgen im Garten fand.

Zweimal hatte sie während ihres Ehestandes verlassener Kinder sich angenommen, hatte Mutterpflichten erfüllen und Mutterliebe empfinden wollen. Aber beidemal hatte der Tod das Band wieder gelöst.

Da kam es ihr vor, als ob ihre Liebe nur Tod bringen könnte. Von Natur schon schüchtern, war sie in Folge ihrer Lebenserfahrungen furchtsam und erschrocken geworden. Als ihr darauf noch einmal Gottes Hand eine Lebensaufgabe, und zwar eine mütterliche Aufgabe zuwies, da übernahm sie dieselbe nur zögernd. Aber sobald ihr die Ueberzeugung ward, daß ihr eine Pflicht auferlegt sei, so gab sie sich der Erfüllung derselben so sehr mit ganzer Seele hin, daß sie eine Mutter ward nicht nur für dieses vergängliche Leben.

Sie ist es nicht, welche den Kinderspital mit Gütern ausgestattet hat, ihr Wirkungskreis lag auf einer andern Seite der hilfsbedürftigen Kinderwelt. Aber sie hat mit treuem Rath und aufmunternd der Stifterin zur Seite gestanden und auch die schon genannte jüngste Schwester Charlotte auf den Kinderspital hingewiesen.

Elisabeth, geb. den 19. Sept. 1783, hatte schon in jungen Jahren sich ausgezeichnet durch ihre Talente für die Musik und die zeichnenden Künste. Körperlich klein, beweglich, schlagfertig in Wort und sprudelndem Witz, hatte sie sich frühe schon geltend und selbstständig zu machen gewußt. Als sie später ein Hauswesen zu leiten hatte, gab sie sich einer unermüdblichen Thätigkeit hin und bemühte sich in allen Dingen, möglichst Vieles auszurichten mit dem Aufwande von möglichst geringen Mitteln. Dabei war ihr keine Mühe, kein Gang, keine Arbeit zu viel, „elle payait de sa personne“. Jede Art von Verschwendung war ihr ein Greuel und zwar deßhalb, weil mit denselben Mitteln, statt des Zwecklosen und oft Bösen, wirklich Gutes geschaffen werden konnte. Darum gab sie für ihre Person auf Neußerlichkeiten, Nahrung und Kleidung gar nicht viel, und hätte sich in die ärmlichsten Verhältnisse zu finden gewußt.

Als zweite Gattin von Leonhard Burchardt widmete sie sich der Erziehung der beiden Söhne aus erster Ehe mit mütterlicher

Sorgfalt und Treue. Als nach deren Austritt aus dem väterlichen Hause dieses letztere ganz stille wurde, da drückte es sie von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr stärker, daß nun Niemand mehr ihrer Sorge zu bedürfen schien, denn auch ihr Gatte lebte so einfach und anspruchslos wie sie und that gewissenhaft seine tägliche Arbeit.

Es kam ihr vor, daß, wenn auch schon dem sechzigsten Lebensjahre sich nähernd, sie außer ihrem einfachen Hauswesen noch Manches leisten könnte, und mit ihren reichen Mitteln zu leisten die Pflicht hätte. Ein inutile pondus terræ zu sein, erschien ihr von jeher als ein wahres Unglück. Darum hatte sie auch schon lange diese und jene Pläne gehegt, ohne noch zu einem bestimmten und klaren Entschluß gekommen zu sein.

Sie wandte sich an ihren Seelsorger, Pfarrer Riville, und fragte ihn um Rath. Der Pfarrer gestand, daß ein solches Anliegen ihm nur selten vorgelegt werde, und daß er bei der reichen Fülle von Arbeit auf dem Felde der Liebesthätigkeit im Augenblicke nicht im Falle wäre, den entsprechendsten Theil anzuweisen. Das könne aber auf treffliche Weise Pfarrer Vegrand.

Pfarrer Vegrand hatte gleich eine Fülle von Rathschlägen zur Hand; nachdem er dieselben vorgeführt und mit Frau Burckhardt besprochen hatte, kamen die beiden überein, noch den Vater und Urheber mancher Anstalt, Chr. Fr. Spittler, zu berathen. Von diesem wurde dann Dr. Streckeisen, der in aller Zurückgezogenheit seiner ärztlichen Praxis, besonders der Armenpraxis, oblag, beigezogen. Streckeisen hatte schon während der Studienjahre die Ueberzeugung gewonnen, daß die Heilkunde sich immer mehr der Pflege der Specialitäten zuwenden müsse, wenn sie die reichen Resultate der Wissenschaft wirklich verwenden wolle; er ergriff darum mit Freuden die durch eine Verwandte gebotene Gelegenheit, längst gehegte Pläne zur Ausführung zu bringen. Er schlug die Erstellung eines Kinderspitals oder einer Anstalt für Augenheilkunde vor.

Nach langen Erwägungen, nach manchem Austausch der Gedanken zwischen den genannten Vertrauten entschied sich Frau Burckhardt dafür, in ihr leerstehendes Nebenhaus kranke Kinder zur Pflege aufzunehmen. Dr. Streckeisen übernahm die unentgeltliche ärztliche Behandlung, Pfarrer Vegrand die Bestellung der Wärterin und die Seelsorge, Frau Burckhardt die Aufsicht über die Haushaltung und die Nachhülfe da, wo es fehlen möchte.

Schon am folgenden Tage wurde das Nebenhaus von oben bis unten gescheuert, und Frau Burckhardt half, mit Aufbietung all ihrer Körperkräfte, bisher unbenützte Möbel von ihrem Estrich hinüber schleppen. Dann eilte sie unermüdet durch die Stadt und suchte und kaufte, wo immer solche Dinge preiswürdig zu finden waren, Bettwerk und Küchengeräth zusammen. Pfarrer Vegrand ging ihr überall rathend an die Hand; er erklärte, Alles herbeischaffen zu wollen, nur kein Geld.

Der 5. Februar des Jahres 1846 ging seinem Ende zu. Es war ein kalter, nasser, ein unfreundlicher Tag.

Ganz eigenthümlich freundlich aber sah es im Nebenhause der Frau Burckhardt aus. Seit 3 Tagen war eine Wärterin, Carolina Rauh aus Württemberg, eingezogen, seit gestern lag ein krankes Mädchen in der Krankenstube, und vor einer Stunde waren von Dr. Streckeisen noch zwei andere kranke Kinder hergeschickt und von der Wärterin gewandt zu Bette gebracht worden. Noch standen drei leere Bettchen bereit. Frau Burckhardt untersuchte noch einmal alle Stücke häuslicher Einrichtung, rückte zurecht und stäubte ab. Sie stand im 63. Altersjahre.

Um halb 5 Uhr lief Pfarrer Vegrand heran und meldete, daß er zwei seiner Nichten und eine Freundin derselben eingeladen habe, um an der Eröffnung der Anstalt Theil zu nehmen. Es war eine improvisirte Gevatterschaft. Sie hat sich aber treu bewährt. Und unvergeßlich ist dies anspruchslose Tauffest Allen geblieben.

Als sie im Halbkreise die Erstlinge ihrer Pflege umstanden, sprach Pfarrer Miville ein Gebet und verlas aus dem 5. Cap. des Ev. Marcus die Verse 22—43, die Geschichte vom Töchterlein des Jairus. Er knüpfte daran einige eindringliche Worte von der herrlichen Hülfskraft Christi, die sich bewähret bis ans Ende der Tage. Darauf gab Pfarrer Legrand der Wärterin noch etliche Ermahnungen und sprach dann das Schlußgebet.

Nach einem kurzen Austausch der Gedanken ging ein Jedes wieder seiner Wege.



Die Leitung der Anstalt ging bald in die Hände des Arztes über. Dr. Streckeisen ordnete den Eintritt und die Entlassung der Kinder; er gab neben der ärztlichen Behandlung die maßgebenden Anweisungen für die Pflege; er suchte bei der Aufnahme zugleich von den Eltern oder Gemeinden einen Beitrag an die Kosten auszuwirken und besorgte den mühsamen Einzug solcher Beiträge.

Karl Streckeisen, geb. den 28. Dec. 1811, stammte, wie Frau Burckhardt, aus dem blauen Hause. Seine Familie war durch schwere Erlebnisse in eine drückende Lage versetzt worden. Früh schon vaterlos, hatte er bei seltenen Geistesgaben mit unermüdlichem Fleiße seine Studienjahre benützt und außer den Anstalten seiner Vaterstadt die Spitäler der großen Städte Europas und die berühmtesten Lehrer der medicinischen Wissenschaften besucht. Sein tiefstes Sehnen nach den tropischen Ländern, um da die großartige Natur in ihrer reichen Entfaltung zu studiren, ward unterdrückt durch die Rücksicht auf seine kränkliche Mutter und seine drei Geschwister. Er ließ sich als Arzt in Basel nieder und erfreute sich bald eines großen Vertrauens. Aber als er dem gewandten Augenarzt des Vice-Königs von Aegypten, Nayler Bey, sich angeschlossen hatte, und von diesem in Freiburg auf schwind-

lerische Weise den größten ökonomischen Verlegenheiten ausgesetzt worden war, ging er, den Träumen seiner Jugend folgend, mit einem Schiffe als Arzt nach Java. Im Mai 1844 kam er in seine Heimat zurück und nahm seine ärztliche Praxis, größtentheils in den ärmeren Kreisen, wieder auf.

Prof. Streckeisen war eine eigenthümliche Erscheinung. Die ernstesten Züge, deren Ernst durch ein festes, fast starres Auge erhöht war, ließen wohl den Mann tiefer Seelenerfahrung, entschiedener Grundsätze und unwandelbarer Konsequenz erkennen, nicht aber sogleich auch sein ungewöhnliches Zartgefühl und die Weichheit seines Herzens.

Seines Lebens Grund war das christliche Verantwortlichkeitsgefühl: daher sein unersättlicher Trieb zur körperlichen und geistigen Arbeit, zur Erforschung jedes Falles bis zur peinlichen Genauigkeit, eben daher auch seine Nächstenliebe, welcher kein Opfer zu groß war. Im Kampfe mit allerlei Hindernissen herangewachsen, frühe schon auf sich selber und seinen Fleiß angewiesen, hatte er sich eine ungewöhnliche innere Selbstständigkeit errungen, welche nach außen als Abgeschlossenheit, ja Verschlossenheit, erschien.

Für jede Frage, welche das Wohl der Menschen berührte, hatte er ein reges, für alle Zweige seines Berufes ein leidenschaftliches Interesse. Darum griff er nirgends vergeblich ein, aber am größten war sein Erfolg in der erhaltenden Chirurgie. Wie manches Glied, für dessen Entfernung die Aerzte schon ihre Instrumente gerüstet, hat er, und zwar oft mit unerschöpflicher Ausdauer, wieder herzustellen und zu erhalten gewußt. In jedem Falle ging ihm das wissenschaftliche Interesse mit dem persönlichen Hand in Hand. Wenn es ihm dann gelang, dann empfand er den süßesten Lohn, eine Freude, die oft in laute Dankesworte gegen Gott ausbrach. Freilich selten vor Anderer Ohren, denn auch in diesen glücklichen Stunden konnte er fast theilnahmslos erscheinen. Als einmal seine

Collegen ihn zur Assistenz bei einer Amputation einluden, hatte er nach gegebener Zusage keine Ruhe mehr, er fuhr mit einer Droschke hinaus nach Reinach, untersuchte den kranken Arm und nahm das Mädchen mit sich nach Basel, wo er es auf seine Kosten unterbrachte und behandelte und nach langer Zeit geheilt entlassen konnte. Den innigen Dank der Geheilten wies er äußerlich mit den trockenen Worten ab: „Danke du Gott, ich weiß am Besten, wie wenig ich da machen konnte.“ Und doch that der aufrichtige Dank der Armen seinem Herzen so wohl, ihr Undank ihm so weh!

Und als Streckreisen in eine sorgenfreie Lage sich versetzt sah, und ein glücklicher Familienkreis sich um ihn sammelte, da blieb er sich gleich an Fleiß und Treue; und als schwere Krankheiten ihn drückten und er Jahre lang unter deren Last sich hinschleppte, da änderte er nichts an seinem Fleiß und seiner Treue, bis er im 57. Altersjahre zusammenbrach. Er wußte sich mit seinem Leben und seiner Arbeit eingefügt in eine heilige Ordnung Gottes, und das gab ihm Kraft und Weihe.

Wenn Morgens zwischen 9 und 10 Uhr die scharfgezogene Hausglocke anschlug, dann fuhr es durch alle Zimmer und alle Herzen: „Der Herr Professor“, dem einen ein Hoffnungswort auf banges Warten, dem andern ein Wort des Schreckens. Er kam raschen, festen Schrittes und trat ins Zimmer. Sein durchdringender Blick fiel auf alle Betten, freundlich und kurz grüßte er und trat dann zum nächsten Bette, wo der Patient ihm klopfenden Herzens entgegen sah. Sein scharfer Blick sagte einem, daß da nichts verborgen und nichts verkleistert wird; seine feste Hand, daß sie nicht markten läßt, sondern das Verfahren entschieden durchführt. Mit kurzen und freundlichen Worten tröstete, ermunterte und wies er zurecht; der Patient hatte ohnedies die Ueberzeugung, daß der Herr Professor nicht mehr Schmerzen verursachte, als durchaus nothwendig war. Mußte es aber sein, so führte er die Operation mit

einer an Grimm grenzenden Rücksichtslosigkeit durch, ohne im Geringsten zu zeigen, wie sehr es ihn selber schmerzte. Doch niemals mit Härte. Auch wenn der Patient auf dem verhängnißvollen Operationstische lag, appellirte er an dessen Zutrauen und sagte etwa: „Weißt, du kennst mich ja schon, ich laß dir die Hände nicht festhalten, du wirst mich nicht stören, denn ich muß es so machen!“ Die hochgeschwollene Ader und die Schweißtropfen auf der Stirne zeigten, daß sein ganzes Wesen mit aller Spannung auf die schwere Arbeit gerichtet war. Kam er aber etwa mit der Botschaft von der Geburt eines Kindes, das ihm geworden war, dann grüßte er nach allen Seiten hin so vergnügt! Das Stui ließ er in der Tasche, „heute will ich Keines weinen sehen“, und er zog Geschenke, große und kleine, jeder Art hervor und freute sich und ward redselig, wenn er so alle vergnügt um sich versammelt sah.

Im Anfange hatte er jedesmal nach seinem Eintritte aus fast uner schöp flichen Taschen Binden, Flanelle, Schnüre, Charpie, Tücher, hervorgezogen und im Ordnen und Zurechtrücken der Geräthe rüstig Hand angelegt, selbst die invalide Wanduhr geflickt. Nach und nach waren diese Besorgungen auf andere helfende Hände übergegangen. Er war und blieb aber der Vater der einzelnen Kranken, so lange sie in der Anstalt waren, und welche Zufriedenheit ging über seine sonst düstern Züge, wenn er bei der Entlassung dem Abgehenden nachsah und dessen hergestellte Glieder mit den Augen verfolgte. Es hingen auch alle Kinder an ihm, und seine Worte und Winke machten immer tiefen Eindruck. „Der Herr Professor hat mir das gesagt“, „und mir das“, so tauschten die Kinder gewöhnlich ernsthaft ihre Mittheilungen aus, wenn er das Haus wieder verlassen hatte. Er sprach im Ganzen wenig und versprach noch weniger, er erregte niemals Hoffnungen, die sich später als leere erwiesen, eben darum machte auch dasjenige Eindruck, was er sagte.

Welch ein Unterschied ward sogleich Allen klar, als einmal Prof. Streckeisen krank war, und ein anderer Professor ihn ersetzen sollte. Dieser redete rechts und links ohne Aufhören, verhiess diesem bald gesunde Augen, jenem Füße zum Tanzen und scherzte selbst mit einem und versprach ihm lustige Tage, als es schon in Todeszügen lag. Damals ward Prof. Streckeisen mit wahren Jubel empfangen, als er wieder kam.

Das Kinderspital war zugleich die Hochschule des Professors. Während er auf der Universität zugleich als Lehrer lehrte und noch in seinen letzten Jahren als Schüler auf der Studentenbank saß, hielt er hier, inmitten einer aufregenden Praxis, noch ein privatissimum. Hier studirte, zeichnete, modellirte und malte er die kranken Füße und Hände, Ohren und Nasen; und hier verfolgte er das richtigste Heilverfahren in der Behandlung der Klumpfüße, bis er es zur Virtuosität brachte.



Die bescheidene Anstalt in der St. Johann Vorstadt war bald als „das Kinderspitäl der Frau Burckhardt“ bekannt.

Wer das niedrige alte Haus betrat und die Treppe erstieg, fand oben auf gleichem Boden vier vertäfelte Zimmer, die mit Betten besetzt waren. Die Kinder, je nach dem Stande der Krankheit, lagen oder saßen im Bette, spielten oder arbeiteten am Tische. Die ganze Einrichtung, die Möbel, der trauliche Ton des Hauses, Alles machte den Eindruck einer Familie des Mittelstandes, deren Kinder alle krank sind. Und doch war von der gewöhnlichen Gedrücktheit einer solchen heimgesuchten Familie keine Spur. Alle bewegten sich ungezwungen und in selbstverständlicher Weise.

Die Kinder, deren Zahl auf 16 angewachsen war, waren Alle aus armen Lebensverhältnissen, aber unter einander verschieden nach Alter, Heimat, Religion und Krankheitsform. Und doch bestand

unter ihnen immer ein so trauliches Verhältniß, wie es unter den Kindern derselben Familie, unter Geschwistern besteht.

So verschieden die Kinder waren, so waren es auch diejenigen, welche sich ihnen widmeten. Und doch herrschte auch unter ihnen ein so gänzlichcs Einverständniß, daß unausgesprochen und unwillkürlich Eines dem Andern in die Hand arbeitete. Da waren keine Statuten, keine Hausordnung, Keines hatte das Bedürfniß, sich seiner Rechte bewußt zu werden. Alle fühlten nur Pflichten. Alle hatten nur das eine Ziel, das Wohl der Kinder, nur ein Motiv, die selbstlose Liebe.

Die Seele des Ganzen war die Stifterin. Ihr Gatte hatte ihr bei der Ausführung ihrer Gedanken allen Vorschub geleistet, und als er im Dezember 1846 starb, da machten sich seine Kinder und Enkel eine Freude daraus, dasselbe zu thun. Frau Burckhardt selber erkannte in dem Begonnenen ihre Lebensaufgabe. Täglich kam sie aus ihrem schönen Hause herüber, die lebhafteste kleine Dame und hielt sogar meist ihre eigenen Mahlzeiten bei den Wärterinnen in größter Einfachheit. Sie hatte für Jedes das rechte Wort und war mit Jedem vertraut. Wenn die Sonne am Himmel stand, dann konnte sie die Kleinen nicht mehr in den Zimmern sehen, sie ließ sie hinaustragen auf die Laube oder wohl gar in ihren weiten Garten, dessen schöne Schattenplätze so einladend herüber winkten. Beim Austritt der Kinder gab sie Jedem freundlich die Hand und ein liebes Wort zum Abschied; sie konnte sich im Nothfall auch zur Annahme eines Abschiedskusses bequemen, aus dem sie sich sonst nicht viel machte. Den Eltern aber gab sie, wenn solche es mit ihren Pflichten gar zu leicht nahmen, bisweilen einen bündigen Zuspruch mit.

Die beiden Wärterinnen arbeiteten in schwesterlicher Eintracht, beide unter selbstlosestem Einsetzen aller Kraft, unermüdblich auf das Wohl ihrer Pflöglinge bedacht, beide gleich erfinderisch, wenn es

galt, den kleinen Patienten die Schmerzen erträglich zu machen und die Leidenszeit durch Ernst und Scherz, durch Arbeit und Spiel zu verkürzen, beide von dem Grundgedanken ausgehend, der göttliche Zweck der Krankheit sei des Kindes innere Förderung für Zeit und Ewigkeit.

In den beiden vordern Zimmern waltete Jungfrau Kauh, von Allen „die Mutter“ genannt. Etwas zart gebaut und blaß, schien sie der Aufgabe der Wartung ihrer kranken Schaar nicht gewachsen zu sein. Aber ruhig und ohne Hast wirkte sie von früh bis spät, ohne je einmal eine Ermüdung spüren oder ein ungeduldiges Wort hören zu lassen. In ihrem ganzen Wesen und in ihren Worten lag eine Würde, welche alle Kinder mit Respekt erfüllte. In ihrer ruhigen und bündigen Gewandtheit und Sicherheit löste sie eine Besorgung nach der andern und nie schien sie mit Arbeit überladen. Bei alledem stellte sie die Seelenpflege weit über die körperliche und nachdem sie die äußern Obliegenheiten abgethan hatte, wandte sie sich mit unverkennbarer Liebe wieder der Unterhaltung und Belehrung der Einzelnen zu. Ihr ganzes Wesen und ihre Thätigkeit waren geradesten Weges auf Christum hin gerichtet; auf ihn bezog sie die eigenen Erfahrungen, wie diejenigen der Kinder; „von ihm kommt alles Gute, und selbst die Schmerzen und Krankheiten, die wir so leicht als Böses oder Uebel auffassen, sind nichts anderes als Liebesbeweise, als bittere Leiden, welche eine süße Frucht schaffen sollen“. Kam sie in den traurigen Fall strafen zu müssen, so that sie das durch den sorgfältig ausgeführten Nachweis, daß aller Ungehorsam, alle Sünde im Grunde nichts anderes ist, als Gottfeindschaft. Die Kinder verstanden die Ausführung gewöhnlich nicht, aber der „Mutter“ sichtbarer Schmerz über die Sünde und der überzeugte und überzeugende Ton ihrer Stimme machten immer großen Eindruck. Dabei hatte sie etwas Sinniges: wenn das Kind entdeckte, daß ihm im Geheimen eine Freude vor-

bereitet worden war, so fielen seine Gedanken sogleich auf „die Mutter“. Sie liebte auch den Scherz und mußte den harmlosen Vorkommnissen eine heitere Wendung zu geben. Sagte oder that ein Kind etwas Thörichtes oder Unverständiges, dann brach sie in ein herzliches Lachen aus und in den Ruf: „Du Dommerle!“ Rasch hoben sich dann alle Köpfe um zu horchen, denn das war immer die Einleitung zur Erzählung irgend einer Anekdote oder einer Fabel, in welcher der gobotene Anlaß drollig illustriert wurde, und die sie mit urschwäbischer Laune vortrug. Aber auch das immer in würdiger Weise.

Sie war die Hausmutter und las als solche bei den täglichen Hausandachten mit ausdrucksvollem Tone aus Bibel und Gesangbuch. Sie handhabte auch das Harmonium, das draußen auf dem Gange stand. Im Winter wurden die Zimmerthüren nur ein wenig, im Sommer aber ganz geöffnet, in vielstimmigen Melodien tönten dann von überall her die Kinderstimmen heraus und verwoben sich mit den Akkorden des Instruments: „Ach bleib' mit deiner Gnade“ — „Befiehl du deine Wege“ — „Der beste Freund ist in dem Himmel.“

Ganz anders erschien auf den ersten Blick die zweite Wärterin, Marie Reiff. Eine stattliche Gestalt, erfüllt von Lebensfrische, Gesundheit und Muth, trug sie auf ihren gewaltigen Armen ihre größten Patienten durch die Zimmer, über Gänge und Treppen mit der gleichen Leichtigkeit davon, wie ihre kleinsten, und sie mußte die Kranken so zart zu fassen und geschickt zu halten, daß das Tragen ihnen die Schmerzen nicht vermehrte. Ihre beständige Aufmerksamkeit hob oft die Bedürfnisse, bevor sie dem Kranken selber nur klar waren; unermüdblich, Tag und Nacht, ohne leere Worte und mit einer ungestörten, naturwüchsigigen Fröhlichkeit war sie bei aller Ruhe und Sicherheit ihres Wesens gerade überall da, wo man ihrer bedurfte. Ihr klarer Blick zeigte ihr immer, wo sie erleichtern,

lindern und ungebeten abhelfen konnte; trat unerwartet ein gefährlicher Zufall ein, dann eilte sie fort, durch die weite Stadt zum entfernt wohnenden Arzt und erschien dann unerwartet schnell, athemlos, mit der eilenden Hülfe.

Auch sie verband die äußere Pflege beständig mit der Seelenpflege und betrachtete die Krankheit als ein Erziehungsmittel für den inwendigen Menschen. Dabei aber war sie fern von aller Systematik, ihre Aussprüche waren körnig und knapp, dem Anlasse angemessen. „Du machst deinen kranken Fuß zu deinem Gözen und denkst nur an den“, „ist es nicht Sünde, daß du dem lieben Gott mit dem beständigen Geheul den Tag abstiehst, kannst du jetzt nichts Besseres thun?“ „Kannst du jetzt so deinem Beine nachdenken und hast dein Lied für den Sonntag noch nicht gelernt?“ „Meinst du denn, es sei unsere Freude, dir täglich die Wunde auszuwaschen, die Lumpen zu reinigen, dein verzerrtes Gesicht zu schauen und dein Winseln zu hören? Willst du denn lieber, daß man dich liegen läßt, daß dich die Wunde brennt und alles bisherige umsonst gethan ist?“ An ihr selber war nichts Schwächliches, nichts Weinerliches und auch außer ihr lehnte sie solches mit Entschiedenheit ab. Im Anfang mochte sie damit wohl Manchem hart erscheinen, aber sehr bald faßten ihre Worte Wurzeln, und wenn sie beim Reinigen der Wunde, beim Verbinden so geschickt verfuhr und bei aller Gründlichkeit ihres Verfahrens sorgsam den Schmerz-erregungen vorbeugte, dann bekam das Kind Vertrauen zu ihrer äußern und innern Stärke und suchte alles Schwächliche zu überwinden und biß die Zähne zusammen im Schmerz statt zu klagen.

Jungfer Marie hielt vor Allem darauf, daß Niemand müßig war. Jedem wußte sie nach seiner Lage irgend eine Beschäftigung anzuweisen; Zeichnen, der Kleinen warten, Charpie zupfen, Binden zeichnen, Tüchlein säumen, selbst stricken mußte, wer immer dazu Kraft und Geschick hatte. Und sie wußte diese Beschäftigung durch

ihre liebevolle Theilnahme an derselben und durch ihre ernsthafte Betonung so wichtig zu machen, daß auch das Geringste sich glücklich fühlte, doch etwas leisten zu können. Selbst Dankgefühle wußte sie zu wecken in allem Leid und Elend. „Du kannst doch gehen, sieh einmal das arme Liseli an mit seinem Klumpfuß“ oder „du hast ja von Gott zwei gesunde klare Augen bekommen, bist du nicht glücklicher als der arme Christian da, der beide so dicht verbunden hat?“ „Aber nicht wahr, Christian, wir wollen recht fleißig verbinden und auswachen, daß deine Augen auch wieder gesund werden; aber das beste ist doch, daß wir im Himmelsaal einmal Alle gleich gut den Heiland in seiner Herrlichkeit sehen.“

Während sie mit strenger Zucht alles Murren verbannte, wußte sie den Kindern auf alle erdenkliche Weise Freude zu bereiten. Das Glöcklein des Säuglings, die zwei- und dreibeinigen hölzernen Thiere, die Bilder abgegriffener Bücher wußte sie immer wieder zu beleben und interessant zu machen; das Räthselspiel und das Geduldspiel lehrte sie stets von Neuem, Hebels Gedichte waren in ihrem Munde immer wieder frisch und neu. Manches sehr weltliche Lied stimmte sie harmlos mit heiligem Ernste an, und als sie einmal entdeckte, daß der Lupfinger Uhrmacher des Saitenspiels mächtig sei, da langte sie eine alte Guitarre hervor und ruhte nicht, bis er „eines der bessern“ spielte. Er wußte nicht recht, was in diesen Kreis paßte und schlug zaghaft den „Jäger aus Kurpfalz“ an, dann weiter und lebhafter „Bin = i nit e lustige Schwizerbue“ — „Uff de Berge = n = isch mis Lebe“ und so fort, bis aus allen Zimmern die wachgerufenen Stimmen zusammenschallten in viel-tönigem Gesang. — Als Kreuzbergs Menagerie im Klingenthal war, da fuhr sie mit besetztem Kinderchaischen hinüber und zeigte ihren Pfléglingen mit Wonne die großen und kleinen wunderbaren „Geschöpfer Gottes“.

Die beiden Wärterinnen verstanden sich trefflich; man merkte nichts von Ueberordnung und nur wenn ein ernster Fall vorkam sagte Jungfer Marie: „Das muß ich der Mutter sagen“. Sie arbeiteten in schweesterlicher Eintracht.

Und um den engen Kreis der täglichen Arbeiter: Stifterin, Arzt, Wärterinnen, gruppirte sich in freier Bewegung eine ganze Schaar freiwilliger Mitarbeiter. Fast alle Tage kam ein Besuch. Die Freundinnen der Anstalt brachten Bücher zum Lesen, Spielzeug, auch wohl kleine Erquickungen; Einzelne setzten sich je und je an die Bettlein um zu erzählen, begannen auch wohl einen förmlichen Unterrichtskurs, lehrten Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, ja sogar Französisch, Geschichte und Geographie; Andere kamen und gingen mit großen Paketen im Arm; „sie regten ohn' Ende die fleißigen Hände.“ Missionszöglinge ertheilten den Religionsunterricht, und gleichsam als Inspektoren derselben erschienen von Zeit zu Zeit der so vielseitig wirkende, sprudelnde Pfarrer Vegrand oder der treuherzige Pfarrer Eglinger. Am Sonntag wurden die Wärterinnen, damit auch sie einen Ruhetag hätten, regelmäßig abgelöst durch ein doppeltes Schwesternpaar: zwei Enkelinnen der Stifterin und zwei Freundinnen derselben.

Dies ganze unbewußte Comité, das mehrmals einen Anlauf zu Sitzungen nahm, doch lange nicht zu einer Organisation gelangte, traf jedenfalls ein Mal im Jahr zusammen, nämlich beim Weihnachtsbaum. Da vergaßen die Kinder ob dem Lichterglance Leid und Schmerzen. Es wurde die Weihnachtsgeschichte erzählt, es wurde gesungen, bald von Einzelnen, von Kindern oder von Erwachsenen, bald im Chor.

Weihnachtsfest, Weihnachtsbaum! Welche Gedanken ziehen bei diesen Worten durch des Kindes Herz! Der grüne Baum, hineingepflanzt in die erstorbene winterliche Welt; die unverhüllte Liebe, welche diesen Baum gestellt und geschmückt hat mit allerlei Nütz-

lichem und Süßem und allein im Bereiten der Freude ihre eigene Freude findet; die sonst wohl auch bekannte, aber nie so schön wie jetzt verstandene frohe Botschaft vom herniebergestiegenen Kinde, das, arm und gering, doch von Engelschaaren umschwebt ist. Alles das erregt jedem Kinde seltsam ergreifende Gedanken, am Meisten aber doch demjenigen, das bisher noch wenig von der Weihnachtsbotschaft gehört, noch gar keinen Weihnachtsbaum gesehen hat. Ihm kommen die hellen Lichter, die aus dem dunkeln Grün hervorleuchten, vor wie Augen aus einer fernen Welt.

Das war der Gang des „Kinderspitälts“ in der St. Johann-Vorstadt.



Die Leistungen des Heilverfahrens waren so günstige, wie sie es in einer Anstalt nur sein konnten. Daran knüpfte sich ein Unterricht, welcher ganz den Verhältnissen angemessen war. Ein methodischer Gang desselben war bei diesen Schülern unmöglich, dafür aber brachte er es bei Einzelnen darum weit, weil er hier voller Anregungen war, wie in keiner andern Schule.

Höher aber als das Alles war die Erziehung, die den Kindern zu Theil ward. Und es waren nicht die Lehren, die Zusprüche, welche so tief drangen: es war das ganze Leben, die tägliche und stündliche Erfahrung, welche das Kind so mit fester Zucht umfing, daß es beständig gehalten war; die Erfahrung einer Liebe, die den Kindern früher unbekannt war, umfaßte sie; Personen, die ihnen fremd waren, kamen aus freiem Antrieb und thaten ihnen mehr, als Vater oder Mutter oder Geschwister je ihnen gethan hatten oder thun konnten. Und diese fremden Personen kamen aus höher gestellten Lebenskreisen mit einsichtiger und opferbereiter Hingebung, ließen freundlich zu ihnen sich nieder, als wären sie ihresgleichen — das Alles erfüllte des Kindes Herz und Phantasie mit eigenthümlichem Lichte. Und wenn dann das Kind es noch zu fassen vermochte,

daß diese und ähnliche Personen, ohne ihm nur davon zu reden, die Mittel zu seiner hiesigen Versorgung zusammenlegten und oft nach seinem Austritte die helfende Hand noch weit ins Leben hinaus nachreichten: dann senkte sich der Strahl dieser Liebe tief in sein Herz und es datirte den Ausgang seines schönsten Lebens vom Eintritt ins „Kinderspitäl.“

So reichte die einfache und tiefgehende Wirksamkeit dieses Hauses rings um die Stadt tief in die Schweiz, Baden und Elsaß. 360 Kinder sind durch seine niedere Thüre eingegangen, sie waren aus den verschiedensten Lebenskreisen gekommen und gingen auf verschiedenen Wegen auseinander; aber Manches erinnerte sich später, für sich allein oder beim Zusammentreffen mit andern frühern Leidensgefährten, der schönen Zeit der freudenreichen Leidenstage.

In ein neues Stadium trat die Anstalt, als ihr nach dem Tode der Stifterin großartige Vermächtnisse zufließen. Im August 1852 war Frau Charlotte His-Bischer gestorben. Dieselbe hatte testamentarisch bestimmt, daß der größte Theil ihres Vermögens nach dem Hinschied ihrer Schwestern der Kinderspital-Stiftung einverleibt werde. Und da sie so oft daran Anstoß genommen hatte, wie bisweilen die Kostgelder für die armen Pfleglinge durch Kollekten mußten beigebracht werden, so bestimmte sie letztwillig, es sollten ganz arme Kinder völlig unentgeltlich aufgenommen werden. Aehnlich lauteten die Verfügungen der Gründerin des Kinderspitals, der im Mai 1857 verstorbenen Frau Elisabeth Burckhardt-Bischer. Ihr ganzes Testament ist ein Zeugniß ihrer Hingabe an die letzte Aufgabe ihres Lebens; sie bezeichnet dieselbe darin als ihre Herzenssache. Zur Bürgschaft der Durchführung ihrer Gedanken wünschte sie, daß ihre beiden Enkel, Dr. Karl Burckhardt und Dr. Ad. Burckhardt, sowie der Adoptivsohn ihrer Schwester ins Comité gezogen würden.

Dies Comité, das noch zu Lebzeiten der Stifterin zusammen-
gesetzt worden war, das aber erst jetzt eigentlich in Aktion trat,

bestand aus den Herren Pfr. Vegrand, Pfr. Eglinger, Prof. Streckeisen, Christian Spittler, Architekt D. Burckhardt, Emil Thurneysen-Merian, Ed. Bernoulli und Ben. Stähelin-Kinder. Ihm zur Seite standen als Damencomité die Frauen Socin-Werthemann und Bernoulli-Werthemann sowie die Jungfrauen Maria Burckhardt und Elisabeth Socin. An Arbeit fehlte es nicht.

Die noch vorhandenen 6 Kinder wurden am 1. August 1857 nach der Diakonissenanstalt in Niehen gebracht, wo auf Rechnung der Kinderspitalstiftung bis zum Bezuge des eigenen Hauses im Dezember 1861 jeweilen 6, im Ganzen 142 Kinder behandelt wurden.

Sofort im Sommer 1857 begann die Umschau nach einer geeigneten Liegenschaft für einen Neubau des Kinderspitals. Am 16. Januar 1858 wurde der Kauf abgeschlossen, und nach einigen peinlichen Auseinandersetzungen mit dem Verkäufer wegen unrichtig angegebenen Maßes der Neubau begonnen. Architekt war Daniel Burckhardt, Urheber und konsequenter Betreiber aller baulichen Einrichtungen aber Professor Streckeisen, der eigens eine weite Reise in deutschen und welschen Landen machte, um das Beste im Hospitalbau kennen zu lernen und hier anzuwenden. Mit dem Aufwande all seiner Kräfte leitete, prüfte, zeichnete, rechnete der franke Mann, bis er eine Anstalt ganz nach seinem Sinne ausgeführt sah.

Am 2. Januar 1862 fand die Einweihung des neuen Kinderspitals am rechten Rheinufer oberhalb der kleinen Stadt unter zahlreicher Bethheiligung statt, und es wurden zugleich die neuen Hauseltern eingeführt. Bei einer Tasse Thee sahen sich noch einmal die bisherigen getreuen Mitarbeiterinnen, die Freunde und Freundinnen des „Kinderspitäli“ beisammen. Mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die fernere göttliche Führung wurde auch derer gedacht, die von ihrer treuen Mitarbeit in die ewige Ruhe waren abgerufen worden.

